

Alfred Huggenbergers Dichterwerk

Autor(en): **Schwager, J.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **36 (1949)**

Heft 7

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-529817>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

rin, das »Kuche-Rosali«, im Tode vorangeeilt war. Von ihr konnten wir Buben erfahren, wo die ersten Schneeglöcklein blühten, die dann ganze aper gewordene Wiesen in ihr Weiß und ihren herben Duft hüllten, wo die Orchideen, der Frauenschuh und die Bienen-Ragwurz (von uns »Fliegen« genannt) ihr falbengrasüberzogenes, sonniges Plätzchen liebten, wo um Mitternacht der Selbstmörder »Hannesli« die schwere Kette mit Gerassel durch das »Eigen«-Holz (= Wald) zog.

Ein Erlebnis ganz eigener Art vermittelt dem stillen Wanderer zur Herbstzeit die Höhenstraße Bichelsee-Sitzberg-Allenwinden-Hörnli. Aus den Klüften nach Ost und West dringt rauschender Gesang der Bäche, das eintönige Rische-Rasche der Sägereien, das schrille Pfeifen einer Fabriksirene, der helle Jauchzer der Tößtalbahn. Auf den weißen Serpentinaen quitscht unterm schwerbeladenen Gestellwagen der Radschuh, dessen Stierengespann die letzte Fuhre Buscheln vor Winterbeginn zu den Dörfern in der Tiefe bringt. Eine müde Hummel summt über die Silberdistel am Wegrand, zwischen den Föhren im St.-Iddaklee (= Sauerklee) röten sich die Beeren des Seidelbastes, glitzern die schwarzen Trauben der Rainweiden. Im Dornbusch am Wegkreuz glühen die Hagebutten wie Blutstropfen aus den Wunden des Herrn. Ein Eichhörnchen turmt durchs Gezweige des Haselstrauchs, um aus den gebräunten Becherchen süße Vorräte zu holen. Auf dem Wipfel einer Weißtanne gurr die Wildtaube. Im Wacholdergestrüpp nascht der Bergfink seine Leckerbissen. Hoch

oben kreist ein Mäusebussard mit heiserem Geschrei. Unter dem steinbeschwerten Kamindeckel räuchelt ein blaues Fähnchen hoch. Der Schnitztrog auf der »Schütli« will wieder gefüllt sein mit gedörrten Schaf-, Dorn-, Mannen-, Müsler-, Schwarzholz- und zuckersüßen Stadlerbirnen.

Manchen Schweißtropfen kostet der Aufstieg von Allenwinden durch das Alpgelände Kaltenbrunnen zum Hörnli, dem höchsten Punkt im Tannzapfenland. In seinen Besitz teilen sich Thurgau, St. Gallen und zur Hauptsache der Kanton Zürich. Das wundervolle Panorama lohnt die Strapazen reichlich. Nach Norden gewahrt das Auge die Ausläufer des Jura, des Schwarzwalds, die Basaltkegel des Hegaus, die Hügelzüge Mostindiens mit dem Bodensee; gegen Osten weiten sich das Fürstenland, die Tiroler Berge, das Alpsteinmassiv mit der Säntispitze aus; im Süden ragen Schnebelhorn, Kreuzegg, Bachtel, Speer, Glarner und vereinzelt Bündner Berge empor; westwärts erheben sich über den Silber spiegeln des Pfäffiker- und Greifensees die Bergzacken der Innerschweiz und Firnkronen der Berner Alpen.

Blutigrot taucht die Sonnenkugel in den blaugrauen Dunst über den fernen Jura höhen und läßt drüben die Fensterlein in der Kapelle von St.-Idda-Berg aufblitzen. Dir gilt mein letzter Gruß, heilige Frau des Tannzapfenlandes! Schütze die Berge und Täler Deiner irdischen Heimat und laß uns erkennen, welch gütige und hilfreiche Fürsprecherin Du bei Gott bist!

ALFRED HUGGENBERGERS DICHTERWERK

Von Joh. Schwager, Wallenwil

I. Wachsen und Werden

Die Gegend um das thurgauische Aadorf wird beherrscht durch den Schauenberg,

der im Süden des Dorfes, jedoch auf Zürchergebiet, wie ein Wächter ins Thurgauerland hinausschaut. An sanften Hängen und

auf sonnigen Terrassen liegen zahlreiche Weiler und Einzelhöfe eingebettet. Eines dieser Gehöfte heißt Huggenberg. Von dort her stammen die Huggenberger.

Unser Bauerndichter Alfred Huggenberger wurde am Stephanstage 1867 im Weiler Bewangen, hart an der Thurgaugrenze, geboren. Recht köstlich weiß er zu erzählen, wie es nur wenige Bauern fertig brächten, auf einer Furche durch zwei Kantone zu fahren und mit ihren Steuerbätzen zwei Regierungen zu »verhalten«.

Lassen wir Huggenberger über seine Jugendjahre selber sprechen: »Bei Anlaß meines 60. Geburtstages mußte eine Schulklasse irgendwo in unserer Nachbarschaft einen Aufsatz über mich schreiben. Eine dieser für mich aufschlußreichen Urkunden beginnt folgendermaßen: Derselbe gebar im Jahre 1867. Man sah nichts besonderes an ihm. Es war schade, daß er von der Schulbildung keinen Gebrauch machen konnte, sonst wäre vielleicht noch ein nützlicher Mensch aus ihm geworden.

Das Kind hat einen durchaus brauchbaren Beitrag zu meiner Biographie geliefert. Viel Auffälliges war nie an mir wahrzunehmen, zu einem Genie hatte ich keine Anlagen. Das geht schon daraus hervor, daß ich ein fleißiger, ja ich kann sagen, ein glücklicher Schulknabe war, daß mir die Schule nie ein Martyrium bedeutete, nicht einmal die Nachtschule, die zu meiner Zeit die gesetzlich vorgeschriebene Volksschule noch ergänzend abschloß. Es war einer der schwersten Augenblicke meines jungen Lebens, als zwei meiner Altersgenossen an einem hellen Frühlingstage mit ihren schönen neuen Tornistern am Rücken in die Sekundarschule gingen. Ich mußte den Kopf mehrmals nach ihnen umdrehen, während die zwei angehenden Studentlein schwatzend und lachend ihres Weges gingen. Sie wanderten in ein blaues Land hinein, ein schönes helles Leben tat ihnen freundlich die Türe auf. Aber ich

mußte draußen stehen, für mich war die Türe verschlossen.

Es ist ein liebes Geschenk der Jugend, daß sie uns neben einem verwehrtten Pfade hundert andere zeigt, die alle in ein gutes Ziel ausmünden müssen. Die Landarbeit im Wechsel der Jahreszeiten vermag besonders viel Kurzweil und innere Befreiung auszulösen. Sie läßt keinen stumpf werden, wenn er nicht zur Stumpfheit neigt. Ein Bauernbub, wie jeder andere, ließ ich es an fröhlichem Arbeitswillen nie fehlen. Schon die Genugtuung, meinen vielgeplagten Eltern etwas von ihrer Sorge und Last abnehmen zu können, beschenkte mich auf Augenblicke mit einer Art Erfüllungsglück. Um jene Zeit begann sich bereits ein wunderlicher Ehrgeiz in mir zu regen: was wäre das, wenn du unser gering geachtetes Heimwesen mit den Jahren empor und zu Ansehen bringen könntest! Gewiß hätte ich mich nach und nach an dieses Streben ganz verloren und mich einmal mit der Erreichung des Zieles zufrieden geben können, wären nicht die Sonntage gewesen, die langen Winterabende, die meiner unstillbaren Lesewut, meinem Hang zum Zeichnen Nahrung gegeben und in meinem Herzen allerlei Wunschträume geweckt hätten. Mit wahrer Wollust las ich Gedichte und Dramen, wie sie mir der Zufall in die Hände trug, die meisten in zerschissenen Reclambändchen; nach den Klassikern kamen alle neueren Prosadichter und Poeten daran, soweit ich ihrer habhaft werden konnte.«

Man hat sich beim Erscheinen der ersten Huggenberger-Erzählungen gefragt: Woher nimmt denn dieser Bauersmann seine Sprachfertigkeit, seinen Sprachschatz, seine sprachlichen Neuschöpfungen, da er doch »von der Schulbildung keinen Gebrauch machen« konnte? Heute wissen wir Antwort darauf: vom vielen, vielen Lesen.

Huggenbergers Hang zur Geselligkeit, seine Liebe zu Sang und Scherz trieb ihn

an, Schwänke und Lustspiele in Mundart zu schaffen. Ein Kritiker meinte zwar nach der Aufführung seines Erstlings: »Sogar ein Ungeschulter hat es mit den Händen greifen können, daß das nur ein selbstgemachtes Theater war.« Der Autor ließ sich aber durch dieses geringschätziges Urteil nicht abschrecken.

Bei der Arbeit in Feld und Wald und Reben oder auch im schmalen Drainagegraben schmiedete der junge Bauer seine ersten Verse, die er aber ängstlich für sich behielt. 1890, also 23 Jahre alt, wagte er sich mit einem Gedichtbändchen ans Tageslicht. Der Bauer und Dragoner schilderte darin die Beziehungen zwischen Roß und Reiter. Einige Jahrzehnte später bemerkt der Dichter darüber humorvoll, der einzige nennenswerte Erfolg sei ein Korb gewesen. »Ein liebes Mädchen, dem ich mit dem roten Bändchen Hand und Herz anbot, geleitete mich mit ein paar Worten aus meiner Wolkenburg auf den nüchternen Erdboden zurück: Der Vater hat halt gesagt, es wäre soweit alles recht, wenn dieser Mensch bloß nicht dichten würde.« Auch seinen Verwandten war nicht ganz wohl dabei, daß einer der Ihrigen unter die Poeten gegangen. Ein Vetter meinte entschuldigend zu des Dichters Vater, der Sohn trage eben den »Bazillus« in sich und könne nicht anders.

Es folgten nahezu zwei Jahrzehnte des Schweigens, wenigstens nach außen; innerlich aber reifte der Sänger des Bauerntums heran. Mit 41 Jahren wagte er sich mit der Gedichtsammlung »Hinterm Pflug« an die Öffentlichkeit.

»Wohlgezählte 25 Lehrjahre lagen hinter mir. Also eine Art Jubiläumsbuch«.

Daß es ein Kritiker unbehaglich fand, wenn Bauern dichten, mag Huggenberger mit einem schalkhaften Lächeln beantwortet haben. — Das Büchlein fand freundliche Aufnahme und Anerkennung, auch in Deutschland und Österreich. Das Land-

leben, das bäuerliche Dasein erhielt durch Alfred Huggenberger eine neue Würde.

Zum äußern Rahmen des Dichterlebens gehört die Tatsache, daß der Bauer Huggenberger im Jahre 1908 sein Heimwesen in Bewangen verkaufte. Durch Landzukauf und Entwässerung von 30 Jucharten Sumpflandes hatte er es in harter, zäher Arbeit auf einen ansehnlichen Umfang gebracht. Er zog einen Kilometer thurgauwärts, nach Gerlikon, wo er sich ein kleineres Gut erworben hatte. Dort werkt und wirkt er heute noch.

Im sonnigen Gerlikon ist Huggenberger der Thurgauer Bauerndichter geworden. Launig bemerkt er einmal, wenn Petrus ihn dereinst nach seiner Herkunft frage, müsse er schon sagen, den Kanton könne er nicht genau angeben, aber »hier ist mein Dienstbüchlein, das ist wenigstens ein Schweizer-Ausweis«.

II. Huggenbergers Gedichte

Als ich vor vier Jahrzehnten zur Sekundarschule ging, brachte eines Tages der Lehrer ein schmales Bändchen mit, das eben im Buchhandel erschienen war. Er trug uns daraus einige Gedichte vor und fügte dann bei: Das hat ein Bauer geschrieben aus dem nahen Gerlikon. Gefällt es euch? Einmütig nickten wir Beifall. Wir durften die »Ochsen-geschichte« abschreiben und lernen. Daß sich die Zeilen so leicht dem Gedächtnis einprägten, imponierte uns ganz besonders. Seither finden sich in den thurgauischen Schulbüchern Huggenberger-Gedichte. Könnte die thurgauische Schule den Dichter besser ehren, als daß kleine und große Schüler landauf und -ab seine Verse lernen und aufsagen? Auch wenn Alfred Huggenberger nicht mehr unter uns weilen wird, erzählen helle Kinderstimmen in leichtflüssigen Reimen vom Guggu, vom blühenden Baum und Dorn, vom Kater Schlufi, vom surrenden Flieger und »schnützendem« Auto oder auch vom sorgenden Mütterlein.

Huggenbergers Gedichte singen das hohe Lied des rechtschaffenen und heimat-treuen Bauerntums. Du atmest den Heu-duft und hörst den Dorfbrunnen plät-schern, du spürst die Wärme des Stalles und den Atem der Tiere, du freust dich am blauen Himmel und den ziehenden Wol-ken, du plauderst mit dem jungen Baum und suchst die geheimnisvolle Sprache des Waldes zu ergründen. Der Dichter deutet die Schönheiten der Natur, an denen so viele Leute achtlos vorübergehen würden. So ist er zum eigentlichen Volkserzieher geworden: er lehrt die Menschen beobach-ten, genießen und sich am Kleinen freuen, er spricht mit Pflanzen und Tieren und lehrt, ihre Herztöne vernehmen.

Der Literaturhistoriker Nadler sagt von Huggenbergers Gedichten, daß »sonntäg-liche Andacht« aus ihnen spreche. — Wie treffend weiß der Sänger im Bauernkittel die scheinbare Gefühlsarmut des Bauers zu widerlegen: »Das Herz will singen, der Mund bleibt stumm.«

Aber Alfred Huggenberger versteht auch, andere Töne anzuschlagen. Als Bildner des Volkes verurteilt er mit beißendem Spott wenig erfreuliche Erscheinungen aus dem Volksleben, wie z. B. die Festseuche und Rekordwut. Gedichte dieser Art enthalten die Sammlungen »Pfeffermünz und Magerbrot«, »Chumm, mir wönd i d'Haselnuß« oder »Öppis usem Gwunderchratte«. Grö-ßer aber als der Satiriker ist der beschau-liche Huggenberger, wie wir ihn in »Hin-term Pflug«, »Die Stille der Felder«, »Wenn der Märzwind weht« und »Lebens-treue« kennen lernen.

III. Der Erzähler

Was Huggenbergers Name im ganzen deutschen Sprachgebiet bekannt und be-rühmt gemacht hat, das sind seine Bauern-romane und Erzählungen: »Die Bauern von Steig«, »Das Ebenhöch«, »Von den kleinen Leuten«, »Dorfgenossen«, »Die Ge-

schichte des Heinrich Lenz«, »Die heim-liche Macht«, »Die Frauen von Sieben-acker«, »Der Kampf mit dem Leben«.

Es sind keine weltbewegenden Dinge, die uns der Dichter erzählt. Er schildert den Bauern, wie er leibt und lebt, mit seinen Freuden, mit seinen Sorgen und Nöten. Die Gestalten sind nicht idealisiert. Der Dich-ter meißelt wohl den Kopf des einen oder andern »Helden« etwas schärfer, um ge-wisse Eigenschaften stärker hervortreten zu lassen. Das ist Dichterart und Dichter-recht. Huggenberger versteht es meister-haft, in den Männern und Frauen seiner Geschichten seine eigene Lebensauffassung kundzutun: Den geraden Weg der Pflicht, Rechtschaffenheit und des Gottvertrauens.

Was uns an Huggenbergers Erzählungen ganz besonders anspricht, das sind die Bil-der seiner Frauengestalten. Wenn er Frauen schildert, dann findet er die zarte-sten Töne. Wie prächtig ersteht seine eigene Mutter vor uns:

»Daß wir Kinder bei der Arbeit nicht griesgrämig und sauertöpfisch werden konnten, das brachte die Mutter ohne große Mühe fertig. Von Jugend auf mit je-der Bauernarbeit vertraut, vermochte sie auch jedem Tagwerk eine helle Seite ab-zugewinnen. Mit ihrem Schatz von gereim-ten und ungereimten Lebensweisheiten, Wetterregeln und alten Merkwörtern geizte sie nicht; sie wußte, daß ein Quintchen Freude und ein Bröcklein Kurzweil das Bittere erträglich und das Erträgliche süß machen können.

Ein Süpplein ohne Salz,
Ein Müslein ohne Schmalz,
Eine Rebfrau mit saurem G'sicht,
Bei den dreien stimmt was nicht.

Nein, meine Mutter war keine von den Seufzerseelen, die immer mit dem Herr-gott verzürnt sind. Sie wußte mit ihm um-zugehen und anerkannte alles, was er nach

ihrem Dafürhalten recht gemacht hatte. Ihr und unser Gesundsein galt ihr als Beweis dafür, daß Gott unsere Ureltern rein nur aus Gutmeinen aus dem Paradies hinausbugsiert habe, weil sie dort beim Nichtstun liederlich oder krank geworden wären.«

Gar oft ist es die Frau, die den »Karren« ganz allein zieht, wenn der Mann versagt. Aber es ist nicht die Frau, die in der Politik groß tun will; es ist die Mutter, die für die Familie ihre ganze Kraft einsetzt, »das stille Heldentum, das ganz unscheinbare Hütten mit heimlichem Glanz erfüllt.«

Alfred Huggenbergers Erzählungen sind eine wundersame Mischung von Scherz und Ernst, »ein einziger Lobgesang auf die Kräfte der Erde, auf den Segen der Stille, auf das Glück der Einfachheit und auf den

Sieg eigener Arbeit im Körperlichen und Geistigen.« (»Der Gral«)

Huggenberger hat nicht nur seine Bauern lebensnahe gezeichnet, er versteht es auch, mundartliche Wendungen in seine Dichtersprache zu verweben und so als Sprachschöpfer zu wirken.

Das Urteil Heinrich Federers über die »Bauern von Steig« paßt auch auf alle späteren Huggenberger-Erzählungen:

»Ich habe selten einen größeren Genuß beim Lesen empfunden, als in diesem Dorf — und Bauernbild von Steig... Von all dem reden und dichten andere auch. Aber bei Huggenberger ist es dennoch wie neu, wie zum erstenmal geschrieben. Das, weil er gleichen Blutes ist, Blut schreibt von Blut.«

DIE THURGAUISCHE FORTBILDUNGSSCHULE

Von P. Lüthi, Weinfelden

Die Fortbildung, d. h. die schulmäßige methodische Weiterbildung nach Absolvierung der obligatorischen Volksschule, reicht auch im Kanton Thurgau tief ins 19. Jahrhundert zurück. Schon in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts tauchten in manchen Ortschaften Ansätze zu Fortbildungsschulen auf. So gründeten der Handwerkerverein und die Schulbehörde von Frauenfeld 1845 eine »Schreib- und Zeichenschule für Lehrknaben«, und in Weinfelden wurde 1854 erstmals eine gewerbliche Fortbildungsschule ins Leben gerufen. Alle diese Schulen gingen aber vorübergehend wieder ein oder hatten dauernd um ihre Erhaltung zu kämpfen, weil das vermittelte Wissen wohl selten praktischen Bedürfnissen gerecht wurde oder auch genügendes Interesse zu wecken verstand. Am ehesten hatten die »Zeichenschulen« Bestand, die namentlich von Lehrlingen der metall- und holzbearbeitenden Branche besucht wurden. Nebst

der Freiwilligkeit spielten namentlich die ungenügende Finanzierung und die Erteilung des Unterrichtes an Abenden oder Sonntagen manche Jahrzehnte eine retardierende Rolle in der Entwicklung des allgemeinen und beruflichen Bildungsgedankens. In den achtziger Jahren gelang die finanzielle Unterstützung durch den Bund, und anfangs dieses Jahrhunderts wurde die Verpflichtung aufgehoben, daß Schüler, welche eine gewerbliche oder kaufmännische Schule besuchten, auch noch die allgemeine Fortbildungsschule zu besuchen hätten.

Die *allgemeine Fortbildungsschule* selber ist der Stamm aller späteren Berufsschulen. Sie wurde schon 1875 durch Gesetz für alle Jünglinge des 17. und 18. Altersjahrs obligatorisch erklärt. In zwei Winterkursen zu wöchentlich 4 Stunden während 4 Monaten wurden die Fächer: Deutsch, Rechnen, Vaterlandskunde und Gesundheitslehre unterrichtet. Dieser